

Die Tannhoferbuben

Ein Waldroman von Hans Ernst

Urheberrechtsschutz durch Verlagsanstalt Manz, München.

23. Fortsetzung

„Es macht mich weniger unglücklich, daß es nun zu Ende ist. Unglücklich macht mich nur, weil ich genau fühle, daß ich ihn nie vergessen kann und ihn immer lieben muß. Du glaubst es vielleicht nicht, aber es ist so, lieber Vater. Und darum sagst auch nie mehr, daß ich Doktor Hartwig heiraten soll. Hartwig ist ein sehr guter und edler Mensch und er verdient eine Frau, die ihm ihr ganzes Herz schenken kann. Und das kann ich nicht. Sag ihm bitte nichts davon, daß ich enttäuscht worden bin. Ich will überhaupt nicht, daß jemand Mitleid mit mir hat. Ich werde fertig werden mit mir, werde leben, aber mein Herz ist tot. Für alle Liebe wenigstens. Ich habe ja Robert auch noch vieles zu danken, denn er hat mir jede Stunde meiner Kindheit verschönt. Er hat mich — wenn auch nur für kurze Zeit — das Glück gelehrt. Und darum will ich ihm ewig dankbar sein. Wie viele Menschen gehen durch das Leben und lernen das Glück niemals kennen. So — und nun wollen wir nicht mehr von Robert reden. Ich sehe jetzt noch einmal bei Angela nach und lege mich dann schlafen. Gute Nacht, Vater.“

Sanitätsrat Dr. Burgkaller schaut seiner Tochter nach, bis sich die Türe hinter ihr schließt. Er kann nicht begreifen, daß man einen Menschen noch lieben kann, der einen enttäuscht. Linde soll doch froh sein, daß sie nun Klarheit hat. Diese Ungewißheit hat ja ihre Nerven gemartert. Und sie wird schon darüber wegkommen, wird in wenigen Monaten vielleicht über diese reichlich sentimentale Jugendliebe lächeln.

Alles das sagt er sich schon vor, beruhigt sich damit und wendet sich wieder seiner Arbeit zu.

Linde sieht indessen am Bettchen der kleinen Angela, reicher Leute Kind, das in hoffnungslosem Zustand im Sanatorium eingeliefert wurde. Daß sich das vierjährige Mädchen jetzt auf dem Wege der Besserung befindet, ist vor allem Lindes aufopfernder Pflege zu verdanken. Die kleine Angela hängt aber auch an ihr und will nicht einschlafen, wenn ihr Tante Linde nicht ein Wiegenlied singt.

Heute jedoch will Linde kein Ton aus der Kehle kommen. Sie sitzt ganz still, mit gefalteten Händen, und schaut in die Augen des Kindes.

„Da habe ich sie nun dem Tode abgetrotzt,“ muß sie denken, „und vielleicht wäre es in späteren Jahren viel besser, wenn sie nichts wüßte von der Welt und den Menschen, darin sich die so himmelhoch beglückten und auch zu Tode betrübten können.“

„Bist du traurig, Tante?“ fragt das Kind.
„Nein, Liebling. Nur müde bin ich — so müde vom Leben.“

„Aber du hast doch immer gesagt, Tante, daß das Leben sehr schön sei und ich müßte deshalb gesund werden.“

„Ja, das müßt du auch, denn für dich wird das Leben einmal sicher sehr schön werden.“

„Willst du mir heute nicht die Geschichte erzählen, Tante, von der Schwanenjungfrau und dem Ritter im Eisenhemd, die sich so lieb gehabt haben? Ach ja, bitte, Tante, erzähle.“

Und Linde erzählt ihr die alte Geschichte wieder.

„Ja, und als dann der Ritter nach vielen Jahren wieder ins Land kam, begegnete ihm die Schwanenjungfrau im Walde. Eine Droffel lang über ihnen und die alten Bäume rauschten und flüsterten und freuten sich, daß die beiden

sich wieder hatten. Dann stieg der Ritter von seinem Pferd herunter und zog sein Schwert und stieß es der Schwanenjungfrau mitten ins Herz...“

Die kleine Angela hat während des Erzählens die Augen geschlossen, und jetzt sagt sie, ohne die Augen zu öffnen: „Aber, liebe Tante, es heißt doch anders zum Schluß. Da heißt es doch: Und dann stieg der Herr Ritter von seinem Pferd herunter und zog die Schwanenjungfrau an sein Herz.“

„So gut hast du aufgemerkt, mein Herzchen?“

„Das merkt man doch gleich, wenn du sagst, er stößt ihr das Schwert ins Herz. Hatte er sie denn nicht mehr lieb?“

„Nein, er hatte sie nicht mehr lieb. Draußen in der Fremde hat er eine andere Schwanenjungfrau gefunden. Und der anderen, die ihn schon als Kind geliebt hat, hat er das Herz durchbohrt.“

Linde kann nicht mehr weiterprechen. Ihr Kopf sinkt herunter auf das Kissen und bleibt dann liegen neben der warmen, weichen Kinderwange.

9.

Robert geht ein paar Tage wortlos und vergeschlossen umher. Und ohne mit der Mutter eine Aussprache gehabt zu haben, reißt er nach einem plötzlichen Entschluß so rasch wieder ab, wie er kam. Eine unausgesprochene Trauer lag überm Tannhof. Die Mutter spricht kein Wort und Bärbel sitzt in den Ecken und seufzt.

Nur Christoph ist in diesen Tagen etwas fröhlicher geworden. Das hat aber mit Robert nichts zu tun, sondern eine ganz andre Bewandnis.

Bisher hat er sich um kein Mädchen mehr gekümmert. Und wenn die Mutter immer wieder drängt, er solle doch Umschau halten bei den Bauerntöchtern im Umkreis, so sagt er wohl, daß er bereits daran sei, aber es könne ihm keine gefallen. Einmal hat er es versucht und hat an einem Sonntagnachmittag einen Besuch beim Lacherbauern abgestattet, der drei Töchter hat im heiratfähigen Alter. Aber dann hat er nicht gewußt, welche von den dreien eigentlich die richtige sein könnte. Sie sind alle rötlichblond, schwergliedrig und sehen mit ihren strengen Gesichtern gar nicht wie Mädchen aus, sondern wie Frauen, die schon im Mittag ihres Lebens stehen. Die erste holte ihm gleich ein Krüglein Most aus dem Keller, die zweite brachte Streuselkuchen und die dritte kostete Kaffee. Jede war eifrig um ihn bemüht, denn sie ahnten wohl, weshalb er gekommen sei. Aber als er gelächelt und von dem guten Most schon heiter gestimmt war, sagte er, daß er wegen dem zweijährigen Fuchsen gekommen sei, denn er habe gehört, daß der Lacherbauer ihn verkaufen möchte.

Der Bauer antwortete ihm darauf ziemlich unfreundlich, daß er daran noch gar nie gedacht habe, die Töchter besamen einen ganz sauren Mund und sahen noch älter aus.

Dann habe er also den Weg umsonst gemacht, sagte Christoph. Wie die Leute nur immer so lügen könnten. Er habe bestimmt gehört, daß der Lacherbauer den Gaul verkaufen möchte. Aber das schade weiter nichts, und vielleicht käme der Lacher auch einmal am Tannhof vorbei, damit man sich erkenntlich zeigen könne für die heutige freundliche Aufwartung.

Der Lacherbauer kam nicht und Robert gab es wieder auf, in den Nachbarshöfen Umschau zu halten.

Heute aber, wie er so auf der Chamer Landstraße dahinfährt, hat er eine Begegnung, die ihn aus seiner Ruhe scheucht. Er hat ein Kälbchen nach Wetzell bringen müssen und ist nun auf dem Heimwee. Ganz aemülich trottet der

leve so handig in Furcht. „Jeden Augenblick könnten die deutschen Bomber vom Himmel stürzen, erklärt man uns. Sagen Sie, weshalb denn? Weshalb denn, wenn auch Sie den Frieden wollen?“

Der Offizier vom Einwanderungsamt erschien in der Tür. Ohne ein Wort zu sagen, ließ er wieder meine Koffer aufnehmen und führte mich zur Poststelle zurück. Draußen auf dem Flugplatz wurde der Propeller einer Maschine angeworfen. Man gab mir meinen Paß zurück, bedeutete mir, daß ich dort einzufliegen hätte.

Mein baumlanges Bobby aber begleitete mich mit seinen gezeichneten Kartons zum Flugzeug: „Hören Sie, das ist die Meinung des Mannes aus der Straße, wir brauchen keinen Krieg! Was haben wir uns getan?“

In diesen Tagen sind mir all die Eindrücke und Erlebnisse meiner Wochen und Stunden in Frankreich und in England wieder unwahrscheinlich klar vor die Augen getreten. Das „Warum?“ des englischen Bobby hat kurz und überzeugend seine Antwort gefunden: Englands Kriegstreiber hatten alles für den Krieg getan, weil sie den Frieden gar nicht wollten!

Jungarbeiterinnen helfen der Hausfrau

Jungarbeiterinnen und Mädel der Betriebe in einer Großstadt haben in diesen Tagen eine besondere Forderung darin bewiesen, einen praktischen Hilfsdienst durchzuführen. Aus eigener Initiative entwickelten sie einen Hauswirtschaftslehre eine Unterhaltungsorganisation der Lebensmittelschäfte. Viele Frauen, die in Fabriken und Betrieben als neue Arbeitskräfte tätig sind, haben nach des Tages Arbeit noch häusliche Pflichten zu erfüllen, die schon bisher einmal ihre ganze Kraft in Anspruch nahmen. Wenn sie auch agsüber die Kinder den Heimen der NSD anvertrauen, so bleibt doch noch eine große Arbeitslast für den Abend und Morgen übrig.

Die Jungarbeiterinnen und Mädel der Betriebe haben hier die Notwendigkeit ihres Eintrages. Sie übernehmen freiwillig „Familienpatenschaften“ und gehen an bestimmten Tagen jeder Woche der berufstätigen Frau im Haushalt zur Hand. Andere Mädel hatten in Einzelhandelsgeschäften den Mangel an Arbeitskräften miterlebt. Sie teilten ihre Erfahrungen den Betriebsjugendwarterinnen mit, die sofort über die Kreisjugendabteilungen der NSD für Abhilfe sorgten. Die Mädel haben mit dieser Hilfsaktion gezeigt, daß sie das Gebot der Stunde erfüllt haben.

Wie schnell?

Wenn ihr euch im Schnelllauf übt, dann hat meistens derjenige mit den längsten Beinen zuerst das Ziel erreicht. Aber so schnell auch der streifte Läufer rennen mag, er ist doch langsam im Vergleich zu manchen Retordlern in der Tierwelt. Seht euch einmal an, um wieviel Meter in der Sekunde beispielsweise die Schnecke, die so für ihre Langsamkeit sprichwörtlich ist, vorwärts kommt und wie sehr sie von der Schwalbe, einem der schnellsten Vögel, übertrifft wird. In der Sekunde bewegen sich vorwärts die Schnecke,

Gaul dahin. Sein Herr hat die Zügel um den Bremsgriff gehängt und sitzt mit ausgezogenen Knien, die Arme um die Lehne des Sighes geschlungen, auf dem Wägelchen.

Ungefähr dreißig Meter vor ihm geht auf der linken Straßenseite ein Mädchen. Er glaubt wenigstens, daß es ein Mädchen ist, denn für eine Frau ist ihr Gang viel zu rasch, die Haltung ihres Körpers zu straff, die Formen zu jugendlich.

Sie geht schon eine ganze Weile vor ihm her, und vielleicht ist das schuld, daß dem Christoph Meißner so wunderliche Gedanken durch den Kopf ziehen. Er muß plötzlich denken, daß es eigentlich ganz schön wäre, so eine Frau zu haben, die am Abend mit ihm vor der Türe sitzt, die Freude hat an dem großen Hof, die ihm Kinder bringt und das Geschlecht der Tannhofer weiterführt.

Und weil er nun das rasch dahinjährende Mädchen lange genug von rückwärts betrachtet hat, spürt er starke Lust, nun auch ihr Gesicht zu sehen. Er schnalzt dem Braunen um die Ohren, das Wägelchen rollt, und schnell hat er sie eingeholt.

„Guten Abend,“ sagt er freundlich, „Aufsitzen?“

Zwei dunkle Augen schauen zu ihm auf und ein frisch-roter Mund lächelt ihn an.

„Nein, es ist nimmer der Müß wert. Draußen vor dem Wald muß ich seitwärts.“

„Schad. Ein wenig Gesellschaft hätte ich ganz gern gehabt. Kommst auch von Wetzell?“

„Nein, von Drapelried. Bei einer Beerdigung war ich. Eine Base von uns ist gestorben. Kommst du von Wetzell?“

„Ja, ein Kälbchen hab ich hingebraht.“

„So, so, ein Kälbchen.“

Sie hängt sich mit der einen Hand am Wagerl ein und plaudert schnell und klingend wie der Waldbach, der an ihnen vorbeispringt. Von der Beerdigung erzählt sie, daß so schrecklich viel Leute der guten Base das letzte Geleite gegeben hätten. Hernach seien sie in die Wirtschaft gegangen und ihr Vater habe zu karteln angefangen, deshalb sei sie allein auf dem Weg, denn der Vater sei ein Hodenbleiber.

Und so kommen sie in den Wald. Es geht einen schmalen steilen Hohlweg hinauf und das Mädchen muß nun hinter dem Fuhrwerk gehen. Da springt Christoph vom Fuhrwerk und gestellt sich zu ihr.

Der Wald steht dicht, uralt und hoch, es fällt kaum noch ein Lichter Strahl herein. Das Mädchen redet nichts mehr, überall ist Schweigen, das Käbchen hebt die Stille nur noch.

„Wo bist denn du daheim?“ fragt Christoph plötzlich.

„Rom Gödl bin ich. Rom Gödl von Penting.“

„So, so, vom Gödl von Penting bist?“

„Ich hab gedacht, du tätest mich kennen.“

„Nein, ich kann mich net erinnern, daß ich dich schon einmal gesehn hätte. Das ist doch der Einödhof hinterm Reindwald? Wenn ich net irr, haben wir da einmal Saartartoffeln g'holt.“

„Das weiß ich net. Aber du bist ein Tannhofer, gelt?“

Es freut ihn ungemein, daß sie ihn kennt. Ueberhaupt — es wird ihm so sonderlich warm, fast heiß. Das Mädchen vom Gödhof geht neben ihm, gleichen Schrittes, und er spürt ihren Atem zuweilen von der Seite. Herrgott! Wenn er jetzt auch das erleben könnte, womit die anderen Burschen gern prahlten! Er weiß ja gar nicht, wie das ist, wenn man ein Mädchen küßt, das man gern hat. Damals, die Küsse, die er Bärbel geraubt hat, das war ja nichts. Heute ekelt ihn vor solchem Tun. Ganz feierlich ist ihm zumute. Am liebsten hätte er die Hand des Mädchens gefaßt und eine kühne Frage getan.

(Fortsetzung folgt.)

Rufe der Jugend

Warum?

Was ein junger Deutscher in England erlebte.

Man hat mir wenig Gelegenheiten gelassen, mich in England anzusehen. Vier Stunden und ein paar Minuten dauerte mein kurzer Londoner Aufenthalt, und ich glaube, daß man ihn noch vergrößern hätte, wenn ein früheres Flugzeug aufzutreiben gewesen wäre.

Mit Franzosen, Belgiern und zwei Holländerinnen landete unsere Maschine in London-Croydon. Erst an der Passrevision, als man bemerkt, daß die deutschen Staatsangehörigen die Tür rechts zu benutzen hätten, während die Engländer und Österreicher anders, weniger „belasteter“ Länder links gehen durften, stellte es sich heraus, daß ich nicht der einzige Deutsche gewesen war. Eine junge, energische Dame ging mit mir durch die gleiche Tür.

Ein Offizier, der nach weiteren fünfzehn Minuten erschien, hat uns in ein abgesondertes Zimmer und forderte uns erneut zum Warten auf. Dann sagte man mir, daß ich trotz meines rechtmäßigen Einreisepasses nicht in England bleiben könnte. Ein Telefongespräch mit dem Innenministerium hätte das so entschieden. Ich müßte mit dem nächsten Flugzeug wieder nach Deutschland zurück, und im nächsten würde ich gebeten, bis dahin...

Es war ein schmaler, vieredriger Raum, der uns aufnahm. Gitter vor dem Fenster. Eine niedrige Britische, zwei blodige Hocker. Eine ordentliche Gefängniszelle.

Kurz darauf drehte sich auch schon ein Schlüssel im Schloß und ein hartgeschmiedeter Bobby erschien. Er wies etwas nebenständig auf die Schlagzelle der mitgebrachten „Times“: „Zren-Attentate auf Anstiftung deutscher Nazis.“ Dann setzte er sich plötzlich auf die Britische und sah mich an, um dann auf Englisch loszulegen:

„Ja, er liebe Deutschland, weil seine Großmutter auch eine Deutsche gewesen sei und, ja, das wolle er auch sagen, er schäme sich, seiner Behörde wegen, und ich solle ihm glauben, daß es ihm bestimmt keinen Spaß machte, mich hier einzusperrten, aber Dienst, na...“ Da wäre halt nichts zu machen. Aber er hätte da so einige Fragen und ob ich sie ihm beantworten würde.

Stöckend brach es aus ihm heraus. Eine Lügennachricht nach der anderen legte er mir vor: „Ihr wollt den Krieg? Ihr wollt uns vernichten! Das wollen Sie doch nicht leugnen!“

Ich erwiderte, daß es sinnlos wäre, auf diese Weise weiterzureden. Da beschwichtigte er mich wieder und erzählte, daß man in den Zeitungen und im Rundfunk täglich vor den Deutschen warnen würde. Die Schulkinder, die man in die Ferien schickte, erhielten Gasmasken umgehängt. Immer wieder würden Luftschuldbungen angelegt. Dann das Wehrpflichtgesetz, die neuen Militärsteuern, die Zwangsunterrichte für Hilfsdienst. Alles würde einem in fast den Hals ab. Man

Ne

für Ne

Anzeigenpreis: 2 Millimeterzeile 14 wöchentlich und bei für Wichtigkeit 14 Druck u. Verlag stelle in Brandis, 2

Diese Zeitung ist bekanntmachungen

Nummer 20

Sinnlos

Aus der Stellung es sich, wenn das Beobachter der we (strenge ist, sonde Staaten sozusagen tet man schärfer a in der westlicher Die römische Pres und Frankreich b nebener Zeit mit l K o r r e k t u r e n ein. Dabei zeigt si die italienische Pre Ereignisse und En inular beschränkte fähigen Franzosen spiel. Der deutsch französische und gezogen, um Ital seines Achsenpartin soeben in Spanien mus aktiv mitgewi Realisten, und juda afischer und verfassu in p r a k t i s c h e n s c h a f t l i c h z u f e i n großes italieni daß das schäblich einen Nichtangriff erie europäische u und erst im vergan Handelsvertrag ab

Es versteht sich lüßt den englisch gegenübersteht. In sehr stark die Ver des Duce. Man sp daß Mussolini nicht den Frieden und b aufzugeben. Der b an Stations Mittl Mussolini nach la schäblichen Punkt Sie richtet sich in i Zuhörer hinaus, u sien Zeit für das f adressiert an die Nachdem der Führ nachdrücklich festg Krieges durch Eng Bahnsinnus gleich z Kriegsgiele im We —wie wir bereit ten Margemacht, d Einmarriage in D e u t s c h l a n d p

Allerdings über fanfare noch veru scheinend will Lond verbarren und blin solut nicht notwie sei auf eine Melbu nach der die Regle den von hohem E Geist sowie die kon limit anerkennen, Intransigenz und abschäftigen, aber stätigt hätten. daß die Böcker, Krieges zu tragen

Opfer an Mensch bringen würde, Le übrigen seien ja a erfolgt der Westmä Durchbruch durch e nur bei allerschwer französischen Trupp in Verührung brin Länder scheide aus so gern als Besch wollten, und schließ Man sollte also Bestmächte den ho erkennen werden u Ausschüßlosigkeit je gerechte europäisch werden, ihre Schull Sinne behält die gleichgültig ob die daß ein Zusammen ste in der Tat durc in ihrer bisherigen verbarren.

Weg mit dem